
Der *linguistic turn* in der Managementforschung

Barbara Sieben

1 Einleitung

In Philosophie und Erkenntnistheorie ist der *linguistic turn* längst vollzogen. Dass wir Dinge mit Worten tun, dass Sprache konstitutiv ist für die Erkenntnis des Wirklichen und Wahren (und dies gar selbst mit produziert), scheint danach selbstverständlich. In den Einzelwissenschaften findet diese Wende jedoch nur in begrenztem Umfang statt und ist zum Teil heftig umstritten (vgl. z. B. für die Geschichtswissenschaft Sarasin 2003). Dies gilt ebenso für die Managementforschung (vgl. Deetz 2003; Ortmann 2004: 46ff).

Inwieweit auf den *linguistic turn* Bezug genommen wird, ist mitbestimmt durch das (Selbst-)Verständnis der Managementforschung und lehre – eine weitere heftige Debatte, in der Czarniawska (1999) zwei Positionen unterscheidet: Sie sei

- „a practical subject, which produces practitioners and improves practice“ oder
- „an academic discipline eager to remain in close contact with practice, with the purpose not of dictating the order of things, but of *reflecting and provoking* via basic research and theory“ (ebd.: 3, Herv. i. O.).

Die erste Position ist mit dem Anspruch verknüpft, instrumentell nutzbares Wissen für die Managementpraxis herzustellen und zu vermitteln. Vertreterinnen und Vertreter der zweiten Position beanspruchen nicht, der Praxis bessere Lösungen vorzugeben, sondern gängige Praxis zu reflektieren und zu problematisieren. Sie lenken den Blick auf den Prozess wissenschaftlichen Denkens als Konstruktion verschiedener „An-Sichten von der Organisation und von guten Gründen für oder gegen bestimmte Gestaltungsvorschläge“ (Kieser 1997: 255) und auf die Produkte wissenschaftlichen Denkens als „tropes and rhetorical figures“ (Czarniawska 1999: 8), als Argumente, die aufgezeigt und in einen Dialog mit Praktikerinnen und Praktikern eingebracht werden können. Wissenschaftliche Erkenntnisse als ein „seeing-as“ zu verstehen, unterstreicht deren sprachlichen Charakter (vgl. z. B. Czarniawska 1999: 10) und deren politischen Charakter, insofern als eine Sichtweise jeweils andere potentiell ausschließt (vgl. z. B. Deetz 2003: 423f). Die zweite Position

markiert Ziele der kritischen Managementforschung (vgl. z. B. Alvesson/Deetz 2000), die auch auf Erkenntnisse und Ansätze des *linguistic turn* Bezug nimmt.

Vor diesem Hintergrund wird hier die Tragweite des *linguistic turn* in der Managementforschung skizziert.¹ Unter 2 werden dafür dessen Kerngedanken vorgestellt sowie Sprachspiele, Rhetorik und Diskurs als ausgewählte Ansätze, die sich für die sprachkritische Analyse von Managementwissen in besonderer Weise anbieten. Dies illustriere ich unter 4 anhand von Analysen der Dynamiken der Produktion, Verbreitung und Verwendung von Managementwissen. Als Zwischenschritt und weitere Grundlage skizziere ich unter 3 entsprechende Dynamiken und gehe ich auf den – umstrittenen – Eingang des *linguistic turn* in die Managementforschung ein.

2 Der *linguistic turn*: Kerngedanken und ausgewählte Ansätze

2.1 Kerngedanken des *linguistic turn* und poststrukturalistische Weiterungen

Etwa zu Beginn des 20. Jahrhunderts setzte in der Philosophie, Wissenschafts- und Erkenntnistheorie ein Umdenken hin zur sprachlichen Konstruktion von Wirklichkeit und Wahrheit ein, für das oftmals – vor allem in Anschluss an Rortys (1992a) gleichnamigen Sammelband – der Begriff *linguistic turn* verwendet wird.

Es sind zwei miteinander verknüpfte Auffassungen, die mit dem *linguistic turn* in Zweifel gezogen wurden (vgl. z. B. Rorty 1989: 32ff):

- Erstens wird die Korrespondenz- beziehungsweise Abbildungstheorie der Wahrheit verworfen, die beinhaltet, dass Sprache ein neutrales (Denk- und Kommunikations-) Medium ist, das die Wirklichkeit so spiegelt, wie sie ist. Vielmehr wird Sprache als ein Medium angesehen, über das Wirklichkeit und Wahrheit aktiv gestaltet werden. Sprache gilt nicht mehr als ein Spiegel² der Dinge, sondern als ein Erkenntniswerkzeug, mit dem Versionen der Wirklichkeit konstruiert werden.³ Das besagt auch, dass die Interessen,

1 Dieser Beitrag basiert auf entsprechenden Ausführungen zum *linguistic turn* in „Management und Emotionen“ (Sieben 2007: insb. 39ff). Auf die dort vorgenommene an Sprachspielen, Rhetorik und Diskurs orientierte Analyse von Emotionen als Managementthema nehme ich im Folgenden (unter 4) auch Bezug, um ein Analysebeispiel etwas ausführlicher zu illustrieren und zu diskutieren.

2 Zu dem traditionellen philosophischen Bild von Sprache als „Spiegel der Natur“ und der Kritik daran vgl. vor allem Rorty (1981).

3 Damit wird die Existenz der Wirklichkeit nicht negiert: „Wir müssen zwischen der Behauptung, daß die Welt dort draußen ist, und der Behauptung, daß Wahrheit dort draußen ist, unterscheiden. [...] Nur Beschreibungen der Welt können wahr oder falsch sein. Die Welt für sich – ohne Unterstützung durch beschreibende Menschen – kann es nicht“ (Rorty 1989: 23f).

aufgrund derer wissenschaftliche Aussagen als eine Form von „Beschreibungen der Welt“ (ebd.: 24) getroffen werden, in diesen Konstruktionen enthalten sind.

- Zweitens werden gängige Dualismen in Frage gestellt: die Unabhängigkeit von Realität und ihrer Darstellung, von erkennendem Subjekt und erkanntem Objekt, der Gegensatz zwischen einer äußeren (objektiven) und einer inneren (subjektiven) Welt, zwischen Wissen und Meinung. Damit einher geht auch die „Wiederentdeckung der Rhetorik“ (Kopperschmidt 1991a: 7): „Subjektive“ Meinung (der über Rhetorik Geltung verschafft wird) und „objektives“ Wissen (das sich auf objektiv prüfbare „Tatsachen“ beruft) gelten nicht mehr als Gegensatz. Rhetorik ist vielmehr immer vonnöten, um andere von der Geltung von Aussagen zu überzeugen; sie durchdringt den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess.

Der Gedanke, dass die Mächtigkeit von Sprache bereits in deren Wirklichkeit konstruierenden Charakter begründet liegt, ist ebenso konstitutiv für postmoderne oder poststrukturalistische Ansätze, die gegen Ende des 20. Jahrhunderts entstanden.⁴ Das gilt für Ansätze, die auf einen epochalen Postmoderne-Begriff als Abgrenzung zur Moderne Bezug nehmen,⁵ sowie für solche, die sich auf die erkenntniskritische(n) Denkrichtung(en) des Poststrukturalismus beziehen und auf Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion gerichtet sind. Zu Letzteren zählen diskurstheoretische und analytische Ansätze, die das Augenmerk darauf lenken, wie in sozialer Praxis durch Sprache und andere Symbolsysteme Ideologien und Wissensordnungen hervorgebracht werden, und deren individuelle und gesellschaftliche Implikationen analysieren lassen (vgl. z. B. Williams 1999).

Eine gemeinsame Basis poststrukturalistischer Ansätze bilden vor allem die folgenden drei Aspekte (vgl. z. B. Frank 1984; Dosse 1999; Williams 1999):

- Eine Hinwendung zum Diskurs: Mit diesem Begriff wird durchgängig auf Sprache als einem Teil der sozialen Praxis fokussiert, auf großflächig organisierte Formationen, die sich nicht auf eine Ebene sprachlicher Äußerungen reduzieren lassen.

4 Bei aller Heterogenität dieser Ansätze – und auch (erkenntnis-)theoretischer Unterschiede zum sprachphilosophischen *linguistic turn* – gibt es einen gemeinsamen Nenner, nämlich dass der *linguistic turn* ernst genommen wird (vgl. z. B. Alvesson 2002: 63ff). Entsprechend stellt Weiskopf (2003a) die Gemeinsamkeit heraus, „dass sie sich gegen eine klassifizierende Benennung wehren. Sie erkennen gerade in der Benennung und Etikettierung, in der Identifizierung, Fest-Legung und Fest-Stellung eine zentrale Problematik, die der Reflexion bedarf“ (vgl. ebd.: 9) – eine Erkenntnis, die wiederum in Gedanken des *linguistic turn* wurzelt. Für die Vielfalt solcher Ansätze in der Organisations- und Managementforschung vgl. z. B. Cooper/Burrell (1988); Schreyögg (1999); Koch (2003); Weiskopf (2003b).

5 So z. B. Lyotard (1994), der den Übergang zur Postmoderne als „Ende der großen Erzählungen“ beschreibt, der Erklärungen mit einem universalen Geltungsanspruch. An ihre Stelle tritt eine Pluralität „kleiner Erzählungen“ bzw. Sprachspiele im Wittgenstein'schen Sinn (s. u.), die für wissenschaftliches Wissen ein Legitimationsproblem aufwerfen. Zu den Implikationen für die Organisationstheorie vgl. Koch (1999).

- Ein reflexiver, sprachkritischer Blick auf Wissen: Damit, dass eine Auffassung von Sprache als Abbild von Wirklichkeit verworfen wird, geht eine Problematisierung wissenschaftlichen Wissens einher.
- Das Infragestellen eines unabhängigen Subjektes: Es erfolgt sowohl ein Bruch mit dem „cartesianische[n] Ego, welches das Subjekt als Instanz, als Gefäß von Wahrheiten einführt“ (Dosse 1999: 480) als auch mit dem humanistischen Ideal eines unabhängigen, autonomen Selbst als Quelle der Erfahrung.

Vor diesem Hintergrund ergibt sich der Bezug poststrukturalistischer Ansätze zum sprachphilosophischen *linguistic turn*: Gemeinsam ist ihnen eine sprachkritische Haltung, aus der heraus tradierte Auffassungen zu wissenschaftlicher Objektivität und Wahrheit und daran geknüpfte Dualismen in Frage gestellt werden. Weit über die Frage nach den Bedingungen von Erkenntnis hinaus werden mit poststrukturalistischen Ansätzen zudem die historischen und sozio-kulturellen Prinzipien, die solche Auffassungen und Wissensordnungen hervorbringen und verändern, als Mechanismen sozialer und politischer Kontrolle analysiert (vgl. z. B. Williams 1999: 5).

Drei maßgebliche Ansätze, die in diesem weiteren Sinn mit dem *linguistic turn* verbunden sind, werden im Folgenden in ihren Grundzügen dargestellt:

- Wittgensteins Philosophie der Sprachspiele, die als ein Auslöser des sprachphilosophischen *linguistic turn* gilt,
- Perelmans und Olbrechts-Tytecas „Neue Rhetorik“, die für die mit der Wende einhergehenden Wiederentdeckung eines Vollbegriffs von Rhetorik steht, sowie
- Foucaults Arbeiten zur Kopplung von Diskurs und Praxis, Wissen und Macht, die eine herausragende Bedeutung im Rahmen poststrukturalistischer Ansätze haben.

2.2 Ausgewählte Ansätze: Sprachspiele, Rhetorik, Diskurs

2.2.1 Wittgensteins Sprachspiele

Innerhalb der analytischen (Sprach-)Philosophie wird der *linguistic turn* von der Begründung der *Ordinary Language Philosophy* markiert – in Abgrenzung von der *Ideal Language Philosophy*, einer frühen, normativen Phase der analytischen Philosophie, in der nach einer Idealsprache gesucht wurde, die ermöglichen sollte, wahre Aussagen über die Wirklichkeit zu treffen (vgl. Rorty 1992b). Eine solche Erkenntniskraft wurde vor allem Sätzen zugesprochen, die nach dem mathematischen Modell der formalen Logik gebildet sind. Davon handelt Wittgensteins (1989a) frühes Werk „*Tractatus Logico-Philosophicus*“. Mit dem Umdenken zur *Ordinary Language Philosophy* wurde das Projekt, eine unverzerrte Idealsprache zu finden, jedoch verworfen; denn auch eine formalisierte Sprache lässt sich nie vollständig von der Alltagssprache lösen. Die Alltagssprache mitsamt ihren Unklarheiten und darauf beruhenden Verständigungsschwierigkeiten wurde nun zum Ausgangspunkt erkenntniskritischer Betrachtungen. Eine wichtige Grundlage dieses sprachphilosophischen

linguistic turn lieferten Wittgensteins (1989b) „Philosophische Untersuchungen“, in denen er die Philosophie der Sprachspiele entwickelt.⁶

Wittgensteins Sprachspielkonzept liegt ein pragmatisches Sprachverständnis zugrunde: Er versteht Sprachhandeln als soziale Praxis, eng verwoben mit weiteren sozialen Aktivitäten. Die Bedeutung eines Satzes oder Begriffes lässt sich dabei nur aus ihren Verwendungskontexten erschließen. Solche Kontexte bezeichnet Wittgenstein als Lebensform. Mit dem Begriff „Sprachspiel“ unterstreicht er, dass Sprache und Lebensform füreinander konstitutiv sind: Ein Sprachspiel stellt ein Set an Regeln dar, das festlegt, welche sprachlichen Zeichen in einem sozialen Kontext wie zu verwenden sind. Diese Verwendungsregeln bestimmen die Bedeutung eines Begriffes, und ihre Kenntnis ist die Voraussetzung dafür, sprachliche Äußerungen zu verstehen sowie (sozial) angemessen zu reagieren. Dabei existieren in konkreten Sprachgemeinschaften vielfältige Sprachspiele nebeneinander und sind auf komplexe Weise miteinander verwoben.

Seine Beispiele für die „Mannigfaltigkeit der Sprachspiele“, wie Bitten, Befehlen, Berichten eines Hergangs, Aufstellen und Prüfen von Hypothesen, zeigen, dass Wittgensteins (1989b: §23, 25) Sprachverständnis weit über die Ebene sprachlicher Äußerungen hinausgeht und er auch ganz alltägliche Aktivitäten wie Forschungspraktiken als in verschiedene Lebensformen eingebettete Sprachspiele begreift.

Wittgenstein warnt davor, Wörter und Namen mit deren Träger zu verwechseln (ebd.: §§40ff, 261f). Vielmehr gelte: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“ (ebd.: §43, 262). Durch die Art und Weise, in der wir Sprache verwenden, werden Bedeutungen, an denen wir uns orientieren, konstruiert. Strukturiertheit der Welt, Wissen und Weltverständnis sind sprachlich erzeugt, im Rahmen der jeweiligen Sprachspiele.

Oggleich ein solches Sprachverständnis impliziert, dass unterschiedliche, durch Zweckvorstellungen geprägte „Beschreibungen der Welt“ nebeneinander stehen können, so sind diese doch nicht beliebig (Rorty 1989: 24f). Vielmehr versteht Wittgenstein die jeweils praktizierten Sprachspiele als in sozialer Praxis entstanden und erlernt. Sie folgen gewachsenen Regeln, sind Konventionen und sozio-kulturellem Wandel unterworfen. Nur so kann Verständigung gelingen und Einigung über bestimmte Auffassungen – so auch über die Wahrheit wissenschaftlicher Aussagen – erzielt werden. Darum, wie solche Einigungen erzielt werden, geht es in dem nun vorgestellten Ansatz.

2.2.2 Perelmans und Olbrechts-Tytecas Vollbegriff von Rhetorik

Die oft zitierte Definition von Rhetorik als „Kunst, einen Konsens in Fragen herzustellen, die nicht mit zwingender Beweisführung entschieden werden können“ (Habermas 1970: 75), weist zurück auf einen Vollbegriff von Rhetorik, wie ihn Aristoteles geprägt hat. Später wurde Rhetorik dann weniger als Kunst denn als Kunstgriff der Überredung und Verführung jenseits vernünftiger Argumentation angesehen – und deshalb aus der Wis-

6 Als weitere Grundlagen gelten die Arbeiten von Austin (1970) und Searle (1969) zur Sprechaktheorie, die wie Wittgenstein auf Sprache als soziales Handeln abstellen: „How to do things with words“ lautet der programmatische Titel von Austin (1970), der posthum publizierten Abschrift einer Vorlesung aus dem Jahre 1955.

senschaft verbannt. Als wissenschaftliche Methode galt nur die „zwingende“, formal-logische Beweisführung; wissenschaftliche Aussagen mussten einer objektiven Prüfung an der Wirklichkeit standhalten. Der mit dem *linguistic turn* einhergehende Zweifel an der objektiven Überprüfbarkeit wissenschaftlicher Aussagen bewirkte dann jedoch das „Ende der Verleumdung“ (Kopperschmidt 1991a) der Rhetorik.

Als ein wichtiges Werk, das diesen Wandel einleitete, gilt „Die neue Rhetorik“ von Perelman und Olbrechts-Tyteca (2004).⁷ Die „Abhandlung über das Argumentieren“ (so der Untertitel) wird begriffen als „*Bruch mit jenem Cartesianischen Konzept von Vernunft und Vernunftschluss* [...], das die westliche Philosophie der letzten drei Jahrhunderte geprägt hat“ (ebd.: 1, Herv. i. O.). Nur als wahr anzuerkennen, was formal-logisch bewiesen oder naturwissenschaftlich-experimentell überprüft werden kann, sei „eine ungebührliche und vollkommen ungerechtfertigte Beschränkung“ (ebd.: 4). Damit werde eine künstliche Dichotomie (zwischen Vernunft und Glauben, Verstand und Intuition, Wissen und Fühlen) errichtet und aufrechterhalten, die „dem Wirken und Weben menschlichen Denkens nicht entspricht“ (ebd.). Demgegenüber wird postuliert, dass solche traditionell als antithetisch verstandenen Aspekte der Rationalität zusammenwirken. Wenn aufgrund fehlender Evidenz eine Zustimmung zu Aussagen erst erlangt werden muss, kommt Rhetorik zum Tragen: Der Prozess des Argumentierens umfasst alle „Verfahren, die eine *Zustimmungsbereitschaft von Menschen zu ihnen vorgelegten Thesen zu wecken oder zu steigern* vermögen“ (ebd.: 5, Herv. i. O.). Schlüssigkeit, Vernünftigkeit und Rationalität sind danach Merkmale, die nicht dem „Wesen“ der Dinge anhaften, sondern durch Argumentation hergestellt werden.

Ein zentraler Gedanke, den Perelman und Olbrechts-Tyteca aus der antiken Rhetorikauffassung übernehmen, ist, dass sich „*jegliche Argumentation in Abhängigkeit von einer Hörerschaft entwickelt*“ (ebd.: 7, Herv. i. O.). Die Hörerschaft betrachten sie als „eine mehr oder weniger systematische Konstruktion“ der Redenden (ebd.: 25), als deren individuelle und kulturell geprägte Vorstellung darüber, welche Annahmen oder Werthaltungen die schriftlich oder mündlich Angesprochenen teilen. Dabei werden zwei Typen von Hörerschaften unterschieden: die universelle, die potentiell alle Mitmenschen umfasst, und die partikuläre als eine spezifischere Menge an Adressatinnen und Adressaten. Soll eine Argumentation überzeugen, werde sie auf die Zustimmung der universellen Hörerschaft ausgerichtet, soll eine Argumentation überreden, werde sie an eine partikuläre Hörerschaft gerichtet (ebd.: 37ff). Die Unterscheidung zwischen Überzeugen und Überreden wird zwar aus der Perspektive der Redenden getroffen; sie gilt aber auch als die Grundlage, auf der Hörende oder Lesende ihr Urteil über eine Argumentation bilden.

Um das Einverständnis ihrer Hörerschaft zu erzielen, wenden Redende rhetorische Mittel an. So werden solche Ideen hervorgehoben, für die eine Zustimmung erwartet wird (ebd.: 102ff); Daten und Begriffe werden entsprechend dem Zweck der Argumentation ausgewählt

7 Das französische Original wurde 1958 veröffentlicht. Als „neu“ gilt ihre Argumentationstheorie, weil Perelman und Olbrechts-Tyteca (2004) sowohl zum „Wiederaufleben“ (ebd.: 7) der aristotelischen Rhetorikauffassung betragen, als auch diese geltungstheoretisch neu rahmen, indem sie die Bedingungen untersuchen, unter denen Aussagen Wahrheit und Gewissheit erlangen (vgl. dazu Kopperschmidt 2004: VIIIff).

und interpretiert (ebd.: 161ff); Verfahren wie die Verwendung von Metaphern, Vergleiche, Analogien und bestimmte Abfolgen der Argumente dienen dazu, diese als rational und schlüssig erscheinen zu lassen (ebd.: 263ff).

Perelman und Olbrechts-Tyteca untersuchen Rhetorik als sprachliche Praxis, und zwar speziell solche „Verfahrensweisen, die sich der Sprache zur Überredung und Überzeugung bedienen“ (ebd.: 11). Ein Zusammenhang mit der weiteren sozialen Praxis ergibt sich durch eben dieses Ziel von Argumentationen beziehungsweise ihrer Wirkung:

„So hat also wirkungsvolle Argumentation den Erfolg, die Intensität der Zustimmung in der Weise zu steigern, dass sie bei den Hörern eine beabsichtigte Handlung (oder Unterlassung) auslöst, oder wenigstens eine Neigung zur Handlung bei ihnen weckt, die im geeigneten Moment zur Praxis führt.“ (ebd.: 61)

Rhetorik komme insbesondere dann zum Einsatz, wenn über strittige Punkte verhandelt werde. Am Beispiel von politischen Verhandlungen und Gerichtsverhandlungen wird illustriert, dass Argumentationsprozesse von Macht- und Herrschaftsverhältnissen durchdrungen sind (ebd.: 79f). Sowohl institutionelle Regelungen als auch historisch gewachsene und sozio-kulturell variierende Traditionen und Gebräuche bestimmen dabei Regeln, Tabus und Verbote, die für Argumentationen relevant sind.

Weil dieser Ansatz stellvertretend für weitere steht, die das Potential von Rhetorik als erkenntniskritisches Modell und als Grundlage textkritischer Praxis in den Blick nehmen (vgl. z. B. Kopperschmidt 1991a), kann er als ein Wegbereiter des eng mit dem *linguistic turn* verknüpften *rhetorical turn* (z. B. Simons 1990a) angesehen werden, in dessen Rahmen objektivistische Annahmen über Wirklichkeit und Wissen in Zweifel gezogen und der Suche nach der einzigen Wahrheit eine Absage erteilt wird.

Damit wird die wissenschaftliche Praxis selbst als grundlegend rhetorisch angesehen, denn letztlich geht es immer darum, Argumente einander gegenüberzustellen und auf ihre Plausibilität zu prüfen. Für diese Prüfung kann nicht „die Wirklichkeit“ als Kriterium herangezogen werden, sondern Konventionen und Regeln, die selbst in rhetorischen Prozessen entstanden sind. Diese selbstreferentielle Sicht auf die wissenschaftliche Praxis erfordert einerseits eine „intellectual bootstrap operation“ (Simons 1990b: 14), ein Hochziehen an den eigenen Schnürsenkeln (*bootstraps*), indem nämlich aus Sprache und Rhetorik erwachsene Erkenntnisse immer nur auf der gleichen Grundlage begründet und überprüft werden können.⁸ Andererseits, so Simons, bietet der relativierende Anspruch der Rhetorik die wohl einzige Möglichkeit, mit Kontingenz und unsicherer Wahrheit umzugehen. Die Offenheit der Rhetorik für alternative Wahrheiten und Sichtweisen begründet für ihn keineswegs einen „state of indecision“:

„If it [Rhetorik; B.S.] cannot lay claim to fixed and immutable standards of judgement, or to formal devices by which to compel assent, it can nevertheless provide ways of engaging one's hearers, of clarifying ideas and also of rendering them plausible or probable.“ (ebd.: 17)

8 Zu einer sprechakttheoretischen Interpretation der Unausweichlichkeit des „*Bootstrapping* in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften“ vgl. Ortman (2003: 56ff, Herv. i. O.).

Mit dieser Art und Weise, Aussagen zu begründen und als mehr oder weniger angemessen zu beurteilen, bietet sich Rhetorik zugleich als Grundlage textkritischer Praxis an: Argumentationsmuster können rekonstruiert werden; mit Bezug auf die anvisierte Hörerschaft lassen sich einzuhaltende Konventionen und Regeln bestimmen; davon können Kriterien abgeleitet werden, um einzelne Argumente auf ihre Geltung zu prüfen. Die Leitfragen einer solchen rhetorischen Analyse sind, wie Argumente plausibel gemacht werden und welche Interessen dabei sichtbar werden.

Rhetorikanalysen beschäftigen sich demnach mit Texten; gefragt wird nach den Intentionen der Redenden oder ihren Interessen, ob Argumente verzerrt sind oder einen ideologischen Kern enthalten. Eine an Foucault orientierte Diskursanalyse untersucht dagegen, wie bestimmte Argumentationsmuster mit anderen verwoben sind und welche Machtwirkungen davon ausgehen – und damit zugleich die Verwobenheit mit der weiteren sozialen Praxis.

2.2.3 Foucaults Blick auf diskursive Praxis, Wissen und Macht

Für die wissenschaftliche „Karriere des Diskursbegriffes“ (Keller 2004: 14, i. O. herv.) waren die Arbeiten Foucaults richtungweisend. Er gilt als Strukturalist und Poststrukturalist zugleich, als einer der ersten Denker, die strukturalistische Ansätze erweiterten und modifizierten durch eine Hinwendung zur historischen Einbettung und Veränderung von Regeln und Strukturen sowie zu ihrer konkreten Anwendung und Veränderung durch soziale Praktiken (vgl. z. B. Dreyfus/Rabinow 1994). Da es gerade die Praktiken und Wirkungen der Macht sind, die über die zuvor skizzierten Ansätze hinaus für eine kritische Analyse im Sinne einer „Problematisierung“ (Foucault 1997: 19) fruchtbar gemacht werden können, wird nun vor diesem Hintergrund Foucaults Verständnis von Diskurs und dessen Kopplung mit Praxis, Wissen und Macht nachgezeichnet.⁹

In der „Archäologie des Wissens“ fordert Foucault (1981), Diskurse „als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (ebd.: 74). In seinen *archäologischen* Analysen, wie er sie auch in „Die Ordnung der Dinge“ (Foucault 1974) Dinge durchführt, zielt er darauf, diejenigen Diskurs- und Wissensformationen zu rekonstruieren, auf denen die Humanwissenschaften aufbauen. Dabei geht es ihm (in Abkehr von einer Logik des kontinuierlichen wissenschaftlichen Fortschritts oder Verfalls) darum, die diskontinuierliche Entwicklung von Wissensbeständen nachzuzeichnen, die „von einem diskursiven Gewebe zum nächsten führt“ (Dosse 1999: 485).

Eine archäologische Analyse bezieht sich auf die „Gesamtheit aller effektiven Aussagen“ (Foucault 1981: 41) zu einem historischen Zeitpunkt. Sie reicht weiter als eine Sprach- oder Textanalyse, und zwar in zweierlei Hinsicht: *Erstens* geht es Foucault um die regelhaften

9 Hinzugefügt werden muss, dass ich damit meine eigene, durch Sekundärliteratur mitgeformte Lesart der Foucault'schen „Werkzeugkiste“ (Foucault 1976: 45) präsentiere. Dass dessen Begrifflichkeiten und Analyseansätze relativ vage bleiben, wird oft bemängelt: „Als inkohärenter Korso birgt Foucaults Werk viele Geheimnisse, die den interpretatorischen Bemächtigungswillen geradezu herausfordern“ (Fink-Eitel 2002: 8).

Voraussetzungen, die Diskurse (als Redezusammenhänge) strukturieren: Formationsregeln, die das Gesagte sagbar machen und es als wahr oder falsch charakterisieren lassen. Dazu zählen Schemata, nach denen beispielsweise Krankheiten unterschieden und geordnet werden, Äußerungsmodalitäten, die sie beschreiben (wie Fallbeschreibungen oder Statistiken), Begriffe, die sie bezeichnen, sowie diskursive Strategien der Wahl bestimmter Themen oder bestimmter Theorien zur Erklärung (ebd.: 48ff). *Zweitens* konzentriert sich Foucault zwar auf den in Texten realisierten sprachlichen Diskurs, stellt dabei jedoch Diskurs und weitere soziale Praxis nicht einander ausschließend gegenüber:

„Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses mehr macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache.“ (ebd.: 74)

Dieses Mehr äußert sich in den institutionellen Orten, von denen aus gesprochen wird (wie das Krankenhaus), oder auch dem Status, der bestimmte Professionen (wie Ärzte) dazu befugt zu sprechen, Krankheiten zu definieren und zu diagnostizieren. Insofern geht es darum, die Beziehungen zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Bereichen (wie Institutionen, politische und ökonomische Prozesse und Ereignisse) aufzuzeigen, so zum Beispiel

„wie der medizinische Diskurs als Praxis, der sich an ein bestimmtes Feld von Gegenständen wendet, der sich in den Händen einer gewissen Zahl von statuarisch bezeichneten Individuen befindet, der schließlich bestimmte Funktionen in der Gesellschaft zu erfüllen hat, sich über Praktiken artikuliert, die ihm äußerlich und selbst nicht diskursiver Natur sind.“ (ebd.: 234)

Eine spezielle Art von Einheit, deren Ebenen Objekte, Aussagearten und Praktiken umfassen, wird als diskursive Formation bezeichnet (ebd.: 243f). Im Rahmen solcher diskursiver Formationen tragen Aussagen zum Diskurs bei, als Praktiken, die ihre Objekte formen. Dabei bedingen und begrenzen sich diskursive und nicht-diskursive Praktiken gegenseitig. Nicht-diskursiv ist allerdings nicht gleichbedeutend mit „außerhalb des Diskurses“, sondern Foucault (1981) begreift nicht-diskursive Praktiken zugleich als dessen „bildende Elemente“ (ebd.: 100; vgl. auch Williams 1999: 83ff).

In archäologischen Analysen konzentriert sich Foucault darauf, welche je historisch kontingente Ordnung über Ausschlüsse, Tabus, oder Klassifizierungen hergestellt wurde. Diese werden als Prinzipien begriffen, die „das große Wuchern des Diskurses zumindest teilweise [...] bändigen“ (Foucault 1991: 33). Eine solche Bestandsaufnahme beinhaltet zugleich die Diskontinuitäten und Brüche derart „gebändigter“ Diskurse. Im Rahmen der Genealogie hingegen liegt der Fokus auf dem Prozess, in dem Ordnung hergestellt wird, und auf den Praktiken, mit denen Bedeutung produziert wird. Dabei erhebt Foucault Diskurs und Sprache zur „source of any understanding of social practice and social process“ (Williams 1999: 98).¹⁰

10 Bekanntermaßen werden Archäologie und Genealogie oftmals (so auch von Williams 1999) – als verschiedene Phasen des Werks Foucaults voneinander abgetrennt. Da diese Trennungslinien –

In *genealogischen* Analysen, zu denen „Überwachen und Strafen“ (Foucault 1977) sowie „Der Wille zum Wissen“ (Foucault 1983) gezählt werden, rückt Foucault Diskurse „als Teil eines weiteren Macht- und Praxisfeldes“ (Dreyfus/Rabinow 1994: 232) in den Vordergrund. Der Gedanke, dass Wissen und Macht aneinander gekoppelt sind, ist ebenso bestimmend für die archäologische Analyse (vgl. auch Foucault 1991). Während bei der Archäologie jedoch die Rekonstruktion der diskursiven Formation im Vordergrund steht, geht es Foucault bei der Genealogie um die Analyse der daran geknüpften Machtwirkungen. Er widmet sich den objektivierenden und subjektivierenden Praktiken, über die das Individuum geformt wird und sich selbst formt, den Praktiken des Überwachens, der Strafe, der Prüfung (Foucault 1977) und der Beichte (Foucault 1983). Dafür führt er den Begriff des Dispositivs ein, verstanden als ein Ensemble aus diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken sowie Institutionen oder architektonischen Manifestationen, die mit ihnen in Zusammenhang stehen (ebd.: 95ff). Damit verschiebt sich das Augenmerk von dem Diskurs auf das Dispositiv und damit auf „machtstrategische Verknüpfungen von Diskursen und Praktiken, Wissen und Macht“ (Fink-Eitel 2002: 80).

Macht ist für Foucault (1983) allgegenwärtig, „immer lokal und instabil“, ein Zustand und ein Verhältnis, ein „Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt“ (ebd.: 114). Es geht ihm dabei nicht um etwas, das eine Person verliehen bekommt oder ausübt, sondern um ein Verhältnis, das „anderen Typen von Verhältnissen (ökonomischen Prozessen, Erkenntnisrelationen, sexuellen Beziehungen) [...] immanent“ ist (ebd.: 115). Auch Widerstand ist stets präsent, weder als „Folgewirkung“ noch als „Negativwirkung“ von Macht oder „trügerische Hoffnung“, sondern als deren „andere Seite, das nicht wegzudenkende Gegenüber“ (ebd.: 117). Darüber hinaus kommt Macht nicht nur von außen, sondern ist „ein Teil unserer Erfahrung“ (Foucault 1994: 244). Im Kern seiner Überlegungen steht demnach das Subjekt, allerdings nicht als handelndes Individuum, sondern als „Gegenstand“ des Diskurses oder des Dispositivs. Es wird durch ein Zusammenspiel verschiedener Praktiken hervorgebracht und bringt sich selbst hervor.

Diskurs, Wissen und Macht sind für Foucault wechselseitig aufeinander bezogen, aber nicht identisch. Ihre historisch spezifischen Verkettungen lassen sich erst durch eine Analyse ihrer Beziehungen sichtbar machen. Für eine solche Analyse gibt Foucault (1983) zwar keine konkrete methodische Anleitung, jedoch einige „Vorsichtsregulative“ (ebd.: 119), die über seine Sicht auf die Kopplungen Auskunft geben. Wie Seier (1999: 75) aufzeigt, bietet es sich an, in Bezug auf das Verhältnis von Diskurs und Macht zwei Blickrichtungen und damit verbundene Fragen, anhand derer sich die vielgestaltigen Macht-Wissen-Kopplungen charakterisieren lassen, zu unterscheiden:

- *Welche Macht geht vom Diskurs aus?* Für den Gedanken, dass der Diskurs selbst machtvoll ist, ist der Zusammenhang von Diskurs und Wissen zentral. Insofern als Wissen

zeitlich und inhaltlich – keineswegs so eindeutig sind, verzichte ich hier auf die Phasenterminologie. Trotzdem benenne ich beispielhaft Werke, die diesen Analyseschwerpunkten zugerechnet werden – in dem Bewusstsein, dass in ihnen (wie z. B. in „Ordnung der Dinge“) durchaus beide Fragerichtungen vorfindbar sind.

Diskurs und Ökonomie

Diskursanalytische Perspektiven auf Märkte und
Organisationen

Diaz-Bone, R.; Krell, G. (Hrsg.)

2015, IX, 381 S., Softcover

ISBN: 978-3-531-19986-3